

Maria Topali

DIE WURZELN
LANG ZIEHEN –
EINE PONTISCHE
SPURENSUCHE
NACH DER
KLEINASIATISCHEN
KATASTROPHE

Hrsg. von Monika Lustig

INHALT

Einleitung (Mirko Heinemann) 7

TEIL I

Die Wurzeln lang ziehen —
Eine pontische Spurensuche nach der
Kleinasiatischen Katastrophe 11

TEIL II

Ein Schwarm silbriger Fische mit Schnurrbart.
»Gedichte und Rhapsodien« 131

Quellen und Danksagung 181

Schlusswort (Mirko Heinemann) 183

Note der Herausgeberin 203

Biobibliografien 205

EINLEITUNG

Die Vertreibung der Griechen aus der heutigen Türkei, die sich als Leitthema durch Maria Topalis Texte zieht, ist in Griechenland ein bis heute nachwirkendes nationales Trauma. Vor hundert Jahren bannte der Friedensvertrag von Lausanne, der die Weltordnung nach dem Ersten Weltkrieg neu bestimmte, die Entscheidung auf Papier: 1,2 Millionen Griechen und 400 000 Türken mussten ihre angestammte Heimat verlassen und ins jeweils andere Land umziehen. Als »Bevölkerungsaustausch« ging diese Zwangsumsiedlung mit bürokratischem Antlitz in die Zeitgeschichte ein.

»Ausgetauscht« wurden nicht Staatsangehörige, auch nicht sprachliche Gemeinschaften, sondern Religionsgruppen. Sie lebten bis dato im Osmanischen Reich, dessen Grenzen gegen Ende des Ersten Weltkriegs von Bulgarien bis in den Nahen Osten reichten. Im Jahr 1914 lebten laut einer offiziellen osmanischen Volkszählung noch zwei Millionen griechischsprachige Christen jenseits des Bosphorus, in den Dörfern und Städten Kleinasiens und Anatoliens.

Sie hätten sich selbst niemals als »griechisch« oder, wie es in ihrer eigenen Sprache hieße, *Hellenikoi*, bezeichnet. Sie sahen sich als Nachkommen der christlich-orthodoxen Byzantiner und nannten sich daher *Rhomaioi*: »Römer«. Denn seit der römische Kaiser Konstantin seine Residenz

am Tiber aufgegeben und im Jahr 330 nach Christus die Reichsregierung in die Stadt Byzantion am Goldenen Horn verlegt hatte, war man dort der festen Überzeugung, Römer zu sein, was in griechischer Sprache zu *Rhomaioi* wurde. Und deshalb hießen die osmanischen Griechen im Türkischen *Rum*, also Römer.

Die *Rum* lebten in Gemeinschaften im ganzen Osmanischen Reich verteilt, aber in zwei Regionen gab es traditionell starke Konzentrationen: zum einen an der Küste Kleinasiens, rund um die Stadt Smyrna. Zum anderen an der Küste des Schwarzen Meeres, vor allem zwischen den Städten Sinope und Trapezunt. Um die Verwirrung komplett zu machen, verstanden sich diese Menschen selbst zwar auch als *Rhomaioi*, nannten sich selbst aber *Pontioi*, also Pontier. Im Deutschen hat sich der Name Pontosgriechen etabliert, der sich vom Begriff *Pontos Euxinos*, also »gastfreundliches, dem Fremden gewogenes Meer« ableitet; damit war bei den griechischen Seefahrern der Antike das Gewässer hinter den Dardanellen und dem Bosphorus gemeint. Die Zahl der Pontosgriechen wurde 1914 von den osmanischen Behörden mit 700 000 angegeben.

Als Bürger des Osmanischen Reichs waren sie Teil eines Vielvölkerstaats, auf dessen Territorium seit dem 15. Jahrhundert Muslime, Juden und Christen verschiedener Konfessionen mehr oder weniger friedlich nebeneinander lebten. In der 1923 gegründeten Republik Türkei jedoch sollten nach dem Willen der nationalistischen Gründungsbewegung rund um Mustafa Kemal »Atatürk« ausschließlich ethnische Türken leben. Um nicht die zahllosen ethnischen Gruppierungen im Land aufgliedern zu müssen, wurden kurzerhand alle Muslime zu Türken

erklärt. Die christlich-orthodoxen Gemeinschaften im Osmanischen Reich hingegen galten in der Regel als Griechen und wurden dem Nachbarstaat Griechenland zugeordnet. Sie mussten ihre Heimat verlassen.

Ausgenommen von der Zwangsumsiedlung blieb das ökumenische Patriarchat Konstantinopels, spirituelles Oberhaupt für orthodoxe Christen in aller Welt, darunter auch Russen, Serben und Bulgaren. Es befindet sich noch heute in Konstantinopel, das 1930 offiziell in Istanbul umbenannt wurde. Für die Griechen von Konstantinopel und der beiden ägäischen Inseln Imbros und Tenedos am Eingang der Dardanellen wurde ebenfalls eine Ausnahme ausgehandelt, das heißt: Sie durften bleiben. Im Gegenzug, und um einen Ausgleich zu schaffen, mussten auch die Muslime der griechischen Provinz Westthrakien ihre Heimat nicht verlassen. Das machte etwa 100 000 Menschen auf jeder Seite.

Maria Topalis Familie stammt aus einem der beiden Gebiete im Osmanischen Reich, in denen besonders viele griechisch-orthodoxe Christen lebten: dem Pontosgebiet an der Südküste des Schwarzen Meers. Die Santa-Dörfer, in denen sie beheimatet waren, lagen indes weit entfernt von der Küste: im Hinterland der Hafenstadt Trabzon, auf Griechisch seit der Antike Trapezunt genannt, auf einer Hochebene, beinahe 2000 Meter über dem Meeresspiegel. Sieben Dörfer mit acht Kirchen, sieben Kapellen und fünf Schulen gab es hier oben. 6000 Einwohner sollen hier gelebt haben.

Heute sind davon nur Ruinen übrig, von manchen Gebäuden stehen noch Teile des Mauerwerks. Die Dörfer waren traditionell christlich-orthodox und griechisch-

sprachig. Wobei »griechisch« es nicht ganz trifft. Der pontische Dialekt, der damals an der Küste des Schwarzen Meers und im Hinterland sehr verbreitet war, ist eine Mischung aus Altgriechisch, Türkisch und Volkssprachen, etwa dem Lasischen. Auch heute noch sprechen im Hinterland von Trabzon manche Ältere, die aufgrund ihrer muslimischen Zugehörigkeit zu Türken erklärt wurden und deshalb in der Türkei bleiben durften, diesen Dialekt.

Alle anderen aber mussten ihre Heimat aufgeben. So auch Maria Topalis Familie, die sich nach der Vertreibung in Nordgriechenland niederließ. Der Blick der Vertriebenen war meist nach vorn gerichtet, die alte Heimat war ja verloren und es gab kein Zurück mehr. Aufgabe der nachfolgenden Generationen war es also, Erinnerungen, die vergessen schienen, wieder hervorzuholen und mit Leben zu erfüllen. Maria Topali hat sich in ihrem Schaffen auch dieser Aufgabe gestellt.

Mirko Heinemann

DIE WURZELN LANG ZIEHEN –
EINE PONTISCHE SPURENSUCHE
NACH DER KLEINASIATISCHEN
KATASTROPHE

Aus dem Griechischen von Doris Wille

*whatever
returns from oblivion returns
to find a voice*

Louise Glück, »The Wild Iris«

»Seit Homers Zeiten ist *Pontos* das Meer. Ein Meer, das sich ausdehnt, weit ausufert. Ein hohes, unruhiges, offenes Meer. Bei vielen Denkern und Dichtern in der Antike ist der Begriff *Pontos* gleichbedeutend mit *Axenos Pontos*: das ungastliche, aufgewühlte, finstere Meer. Das Schwarze Meer. Es ist dasselbe Meer, das die Zehntausend Söldner Xenophons von den Bergen aus sahen, als sie voller Erleichterung ausriefen: *Thálatta, thálatta*¹ (das Meer, das Meer!)«, schreibt Giorgos A. Giannakopoulos.²

Die antike Bezeichnung *Axenos Pontos* dürfte auf die Iraner zurückgehen, die das Meer als *achshaenas*, »dunkel«, bezeichneten; durch Transkription ins Griechische ent-

1 Zur Erläuterung der beiden Namen bemühen wir die Mythologie: *Thalassa* ist eine Meeresgöttin der griechischen Mythologie; nach Hyginus Mythographus sind ihre Eltern *Aither* (»Äther«) und *Hemera* (»Tag«). Ihr entspricht vor allem das (innere) Mittelmeer im Unterschied zu *Pontos*, der »hohen See«, und *Okeanos*, dem äußeren Ozean. Nach der Vereinigung mit *Pontos* gebärt sie alles Leben in den Meeren und wird dadurch zur Mutter der Fische (Anm. d. Hrsg.).

2 Giorgos A. Giannakopoulos, *O Pontos ton Ellinon*, in: *TA NEA*, Nr. 1, 2003, S.5.

stand dann *áxeinos*, »ungastlich«, wie etwa in Ovids *Tristia* nachzulesen. In der diplomatisch oder politisch gefärbten Wendung zum Euphemismus wurde daraus *Euxenos Pontos*, das gastliche Meer. Den Griechen war das *Pontos Euxenos* außerdem als »Schwarzes Meer« bekannt, wie es uns etwa in Euripides' *Iphigenie in Tauris* begegnet.³ *Pontos Euxenos* ist ein Nebenmeer des Mittelmeeres, des *Mar-medi-terra-neum*. Das Meer zwischen dem festen Land. Das innere Meer.

3 Zu Ovid vgl. *Tristia*, 4, 4, 55. Zu Euripides vgl. *Iphigenie in Tauris*, 107: *πόντος μέλας* (Anm. d. Hrsg.).

2021.

EIN BEGRABENER FLUSS

Thessaloniki ist die Stadt, in der ich geboren und aufgewachsen bin. Meine Sprache ist Griechisch. Meine Mutter und ihre Familie, in deren Schoß ich gedieh, gehören zu den von der Südküste des Schwarzen Meeres Geflüchteten, besser gesagt, Vertriebenen. Diese Region heißt auf Griechisch *Pontos*. Der Begriff »Flüchtling« war in Griechenland ab den zwanziger Jahren, seit der Vertreibung, und über das gesamte 20. Jahrhundert hinweg gleichbedeutend mit »Kleinasiate« bzw. »Pontosgriechen«. Wenig von diesen Geschehnissen ist im europäischen Allgemeinwissen verankert.

Ähnlich unbekannt ist – und war es auch für mich – die Fülle an Fakten und Entwicklungen, die dem Ganzen zugrundeliegen. So begann ich zu schreiben, instinktiv oder blind, auf alle Fälle im Versuch, dem Faden der weiblichen Genealogie zu folgen, ungefähr so, wie wir beim Weckerklingeln am Morgen nachts blind nach unserer Brille tasten. Ich schrieb also. Und stieß ganz zu Anfang meiner Suche auf die pontische Sprache, das *Pontiaka*, das in der neuen Heimat überlebt und nicht gezwungenermaßen dem Griechischen hatte weichen müssen: Das Pontische war noch immer lebendig, war fruchtbarer Nährboden meiner eigenen Sprachwurzeln.

Ich kam nicht umhin, mich in dieser pontischen Vergan-

genheit zu verorten. Und so begann ich, eine teils fiktionale Autobiografie zu entwerfen, in die alles einfluss, was ich bei meinem Tasten zu greifen bekam: Erlebnisberichte von Augenzeugen, geschönte Erinnerungen meiner Familienmitglieder und eine gewisse Erzähldramaturgie – alles auf dem Hintergrund gesicherter historischer Quellen.



Richte ich nun die Scheinwerfer auf die Mikroebene der Historie, das heißt auf meine Familiengeschichte, erkenne ich, dass meiner Geburt eine Katastrophe vorhergeht, die mich nachhaltig geprägt, ja mich, so wie ich heute bin, in gewisser Weise erst hervorgebracht hat. Diese meine Sicht auf die Dinge will ich im Folgenden aufblättern wie ein großes Buch, das noch seiner Vollendung harret.

Wende ich mich dem großen Tableau, der Geschichte Griechenlands zu, wird unmittelbar erkenntlich, dass dieser Schicksalsschlag die »Katastrophe von 1922« oder die »Kleinasiatische Katastrophe« ist: ein einschneidendes, traumatisches, bis heute fortwirkendes Ereignis. Man versteht darunter die erzwungene Entwurzelung, die in vielen Fällen äußerst brutale und gewaltsame Vertreibung der mehrheitlich griechischsprachigen christlichen Bevölkerung aus dem Territorium der heutigen Türkei und ihre Umsiedlung in das Staatsgebiet des heutigen Griechenlands.

Der blutige Zyklus der Ereignisse rings um die Kleinasiatische Katastrophe endete formal mit der Konvention über den Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und der Türkei, unterzeichnet am 30. Januar 1923 im schweizerischen Lausanne; das Abkommen wurde Bestandteil des Vertrags von Lausanne vom 24. Juli. Demzufolge soll-

ten Kleinasien und das Pontosgebiet, geographisch also die kleinasiatische, südliche Küste des Schwarzen Meeres, von den dort seit Jahrhunderten lebenden Christen »gesäubert« werden; dagegen wurden Bevölkerungsteile muslimischer Konfession, nicht ausschließlich türkischsprachige, gezwungen, aus Nordgriechenland und Kreta in die heutige Türkei umzusiedeln. Übrig blieben eine griechischsprachige Enklave von Christen in Konstantinopel und auf den Inseln Imroz und Tenedos⁴, und eine entsprechende, türkischsprachige Enklave von Muslimen in Westthrakien, das heute zu Griechenland gehört. In Westthrakien lebt außerdem noch immer die muslimische Minderheit der bulgarischsprachigen Pomaken.

Das heutige Griechenland ist ohne den massenhaften Zustrom dieser Flüchtlinge und Vertriebenen, der Zwangsumgesiedelten der zwanziger Jahre nicht vorstellbar. Am Ende des Jahrzehnts war einer von vier Einwohnern Griechenlands kleinasiatischer bzw. pontischer Herkunft. Seither haben die Geflüchteten und Vertriebenen aus Kleinasien in entscheidendem Maße zur Kultur – Musik, Literatur, Kulinarik, Sprache – und damit zur Identität ganz Griechenlands beigetragen. Die kosmopolitischen Kaufleute und Gelehrten von der kleinasiatischen Küste fanden sich in Athen einer gewissen Portion Provinzialismus gegenüber, den sie, die kultivierteren und weltgewandteren Flüchtlinge, sozusagen veredeln mussten.⁵

4 Die türkischen Namen der Inseln sind Gökçeada und Bozcaada. (Anm. d. Übers.)

5 »Die Bevölkerungsgruppen aus dem Innern Anatoliens allerdings erlebten die Zwangsumsiedelung als starken kulturellen Schock, hatten sie

Anders sah die Situation der Frauen aus dem gebirgigen Pontos aus, so auch der Frauen meiner Familie. Was das harte Leben in den isolierten Dörfern im tiefsten Anatolien, aus denen meine Großeltern mütterlicherseits stammten, und das Joch des Patriarchats in den Köpfen und in den Sitten der Menschen hinterlassen hatte, löste sich nach ihrer Umsiedlung nach Griechenland nicht allmählich in Wohlgefallen auf – das versteht sich von selbst. Gleichwohl machte die griechische Gesellschaft eine rasante Entwicklung hin zu einem westlichen Lebensstil durch, und dabei spielten viele der Geflüchteten eine führende Rolle.

Zunächst wurde die Landwirtschaft umstrukturiert: Um geeignetes Ackerland für die Neuankömmlinge zu gewinnen, war der Staat gezwungen, eine groß angelegte Bodenreform durchzuführen, was vor allem Nordgriechenland betraf. Neue Kulturen von Pflanzen wurden eingeführt, alte erweitert, und die Erträge steigerten sich um ein Vielfaches auch dank der Anwendung des so genannten Fruchtwechsels. Im Zeitraum von 1922 bis 1931 wuchsen die bestellten Ackerflächen um rund fünfzig Prozent.

Auch die Industrie fand unter den Flüchtlingen geschul-

[...] doch noch nie eine Eisenbahn, ein Auto, das Meer, ein Schiff gesehen. All das lernten sie nicht als Wunder der Zivilisation kennen, sondern in der erstickenden Atmosphäre des Transports und des Gedränges. [...] Gemeinschaften wurden auseinandergerissen, die Familien lösten sich auf, [...] Menschen irrten von einer Ecke Griechenlands zur anderen, Fremde in einem fremden Land. All diesen verschiedenen Menschen wurde eine ›Flüchtlingsidentität‹ angehängt, etwas zwischen einer Sonderkategorie der Bevölkerung und einem Makel.« Antonis Liakos, *Die Kleinasiatische Katastrophe*, in: *LETTRE International*, Herbst 2022, S. 48. (Anm. d. Hrsg.)

te und billige Arbeitskräfte, während sich gleichzeitig der Absatzmarkt durch sie vergrößerte. Der Beitrag der Arbeiterinnen und Arbeiter, auch der der neu angekommenen Unternehmer war entscheidend und zukunftsweisend, vor allem in der Textilindustrie. Vor der Ankunft der Flüchtlinge war die Teppichweberei in Griechenland so gut wie unbekannt. Insbesondere die Frauen waren wirtschaftlich aktiv und stellten Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre die Mehrheit der Arbeiterschaft bei der Produktion von Textilien, Tabak und Bekleidung. Die heute bekanntesten griechischen Speisen, also Gyros, Souvlaki und Tzatziki, wurden unter dem Einfluss der kleinasiatischen Griechen zum festen Bestandteil der griechischen Küche. Ähnliches gilt für die weltberühmte Bouzouki-Musik. Hochgebildete Bürger wie der spätere Literaturnobelpreisträger Giorgos Seferis, der Theaterregisseur Karolos Koun, die Photographin Nelly – eine Schülerin Hugo Erfurths – übten im Laufe der Jahre einen starken Einfluss auf die griechische Kultur aus. Ein Flüchtling aus Kleinasien, genauer aus Smyrna, war auch der weltberühmte Reeder und Millionär Aristoteles Onassis.

Nach und nach wandte sich auch das Schicksal vieler Frauen aus der pontischen Heimat meiner Großeltern zum Besseren. Ein Löffel Honig versüßte den bitteren Trank. Zum Glück haben die Dinge nie nur eine Seite.



Es ist Frühling in Athen. Ich spaziere in Begleitung meines Freundes D. über eine gewundene Straße, die in Wirklichkeit das Flussbett des antiken Flusses Ilissos ist, bekannt aus Platons Dialog *Phaidros*. Dieser setzt ein mit

CREDO

(hier als Wiegenlied)

für meine Mädchen

Sind es die Hände, ihre Füße?

Womöglich ihre Stimme?

Ihr Blick bestimmt nicht. Geschäftig war sie, stets
gebückt.

Die Hände rot, die Füße rissig

à la Wallace Stevens in »Der Kaiser der Eiskrem«

wie sich ihr Sterben hinzog zwischen Tod und Leben

es lässt mich ihrer jetzt gedenken:

Sie sagte immer »damals, als wir aus unserer Heimat

hierher geflüchtet waren, fegten die hiesigen Frauen

mit ein und demselben Besen Tische und Böden«.

In dieser knappen Nacherzählung (wohl

aufgeschnappt von

ihrer Mutter, denn hier geboren war auch sie)

verbirgt sich tief ein Credo

wie ihre Fersen mit Hornhaut überzogen

gerötet wie die Haut der Hände

gesammelt wie ihr Blick

stets auf dem Sprung, Koffer zu packen für woandershin.

Blitzblank das Haus, der Hof gefegt, die Fliesen

tausendfach geschrubbt,

im Zuber gewaschene Männerfüße, auf einem Handtuch

Nägelreste

(und immer sah ich ihren Nacken, wenn sie sich bückte)

sie sagte »so was von zäh, durch unsern Menschenschlag

käme

die ganze Welt noch mal zustande«
»die Kleider zwar geflickt,
doch ordentlich und sauber«
rastlos gesenkt der Blick, schwielige Sohlen, gerissene
Nägel,
Strapazen in der Flut von Mond und Dasein
egal, an welche Pore meiner Haut du rührst, an welche
Sehne,
du hörst und siehst dann dieses Credo. Von Anfang an
trag ich's in mir.

Eines Morgens, alle waren sie schon weg und
ich zu Haus mit ihren Überbleibseln auf den Betten
im Bad und in der Küche – zum Glück gab's keinen
Garten! –
da griff ich nach dem Handstaubsauger
an der Wand, den für die Krümel
den selbstauf ladenden, mit dem man Kleinigkeiten
fortschafft
ohne sich Schultern, Handgelenke und das Kreuz zu
ruinieren

und saugte alles weg auf einen Schlag.
Ich war nicht in der Heimat, wohl gemerkt.
Ihr Süßen, Zeit zum Schlafen, es ist schon spät.⁴⁶

56 Die Übersetzung dieses Gedichtes stammt von Andrea Schellinger.